Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 5 Bremen-Berlin, den 30. Januar 1904

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: Kampf und Ergebung. Von Gbh. — Was hat die Theologie des 19. Jahrhunderts von Herder und Kant gelernt? I. Von Otto Pfleiderer. — Der Religionsunterricht auf höheren Lehranstalten. I. Von Professor Dr. Henke. — Römisches Christentum. V. Von D. Dreydorff. — Pastor Wagner. Von O. Beeck. — Vom Büchertisch.

Kampf und Ergebung.

2. Kor. 12, 7. Auf daß ich mich nicht der hohen Offenbarungen überhebe, ist mir gegeben ein Pfahl ins Fleisch, nämlich des Satans Engel, der mich mit Fäusten schlage, auf daß ich mich nicht überhebe. —

Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wer machte die alte Erfahrung der Menschheit nicht selbst im eignen Leben! Menschen, die den Beruf ausüben, in einsamer Höhe über viele zu herrschen, Künstler, die man vergöttert, Männer der Wissenschaft, die Pfadfinder neuer Wahrheiten, sie mögen am leichtesten den höheren Willen spüren, der auch dem besten, höchsten, gewaltigsten Streben ein Ziel setzt: Bis hierher und nicht weiter. Aber auch der einfache kleine Mann, der unten durchgeht und zufrieden ist, sich und die seinen einigermaßen durchzubringen und ein stilles Glück zu genießen — auch er lernt sie kennen, die bitteren Enttäuschungen, die unerwarteten Zufälle. —

Sollen wir uns damit begnügen, alsdann vom unerforschlichen Ratschluß des Ewigen zu reden? Und daß es Pflicht wäre, seinen heiligen Willen zu loben, daß es ein gnädiger und guter Wille sei immer und überall? O nein! Wir haben ein Menschenrecht, empört zu sein über die Ungerechtigkeit andrer, die uns quält. Die Schmerzen, die uns plagen, wir dürfen sie beklagen. Wir haben ein Recht, die Verwüstungen des Todes zu beweinen. Was schlecht, schädlich, böse ist, sollen wir schlecht, schädlich, böse nennen.

Auch Paulus hat vom Satans Engel geredet, der ihn mit Fäusten schlüge. Auch Christus hat geweint am Grabe des Lazarus. Auch Christus ergrimmte im Geist über den Jammer der Welt und empörte sich wider die, die solchen Jammer mehren.

Nur daß wir nicht im Weinen, Klagen, Zürnen stecken bleiben. Aller Pessimismus ist im Grunde die Schwäche der Eitelkeit. Man kommt sich so erhaben vor, wenn man die Lebensübel als unabwendbar definiert, die man nicht den Mut und die Kraft hat, zu heben. Und alles Zürnen, empört sein, Mißstände aufdecken, Resolutionen fassen — wenn's weiter nichts ist, gibt nur Anrecht auf den Namen Bramarbas.

Die tüchtigen Leute suchen einen Bundesgenossen, der allem Erdenjammer überlegen ist. Sie wissen: Nicht die Welt und das Böse darin ist unabänderlich, sondern Gott. Sie wissen: Nicht Schmerzen, Seelenleiden, Not ist sein Wille, sondern Heilung der Schmerzen, Kraft im Leiden, Überwindung der Not. So nehmen sie in seinem Dienst den Kampf auf gegen das, was sie als böse, schlecht, gottwidrig erkennen. So bitten sie um Erlösung von dem Uebel, wie Paulus, wie Jesus darum gebetet hat. Sie haben ein heißes Glücksverlangen, und ein Recht auf Gott, daß er die Sehnsucht stille, die er in ihre Brust gelegt hat. Erst am Ende unserer Kämpfe, und wenn sie umsonst waren, die heiße Bitte um Erlösung — nicht eher darf die Seele sich beugen, und nur vor dem beugen, der sie geschaffen hat und in seine Schule nimmt. Erst dann, wenn wirklich der heilige, ewige Wille uns offenbar geworden ist, als der mit dem wir es zu tun haben. Erst dann solls gelten das Gebet: Vater, Dein Wille geschehe. Du weißt wozu! Das ist dann nicht mehr Verzagtheit vor Erdendingen. Es ist Demut, die sich Gottes Fügungen zu nutze macht und darum einen Sinn findet in dem, was ohne Gott Unsinn wäre: „auf daß ich mich nicht überhebe!!“ Gbh.

Was hat die Theologie des 19. Jahrhunderts von Herder und Kant gelernt?

Von Otto Pfleiderer.

I.

Wenn von den 100jährigen Gedenktagen des Todes dieser beiden großen Denker (im Dezember vorigen und Februar dieses Jahres) auch die theologische Presse einige Notiz nimmt und an ihre Verdienste erinnert, so ist das zwar an sich ganz löblich, doch kann man kaum umhin, dabei an das evangelische Wort sich zu erinnern: „Wehe euch, Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler, die ihr der Propheten Gräber bauet und schmücket der Gerechten Gräber!“ ꝛc. (Matth. 23, 29 ff.) Denn wenn man ehrlich sein will, muß man zugestehen, daß der durchschnittliche Stand der theologischen Erkenntnis im 19. Jahrhundert hinter den großen prophetischen Gedanken eines Herder und Kant *weit zurückgeblieben* ist, daß ihre neuen positiven Gedanken nur in engen Kreisen nachgewirkt haben, während die durchschnittliche und herrschende Denkweise der Theologen sich fast nur an das gehalten zu haben scheint, was als die individuelle und zeitgeschichtliche Schranke und Schwäche jener Großen gelten kann.

Herder hat auf das Studium der Bibel als Grundlage aller Theologie erfolgreich gedrungen. Aber er wollte, daß die Bibel nicht dogmatisch, sondern geschichtlich ver-

ſtanden werde, als die Urkunde der göttlichen Erziehung Israels und der Menſchheit zu einem Reich göttlicher Menſchlichkeit; er forderte ſtatt des dogmatiſch und apologetiſch gebundenen ein freies geſchichtliches Verſtändnis der bibliſchen Religion in ihrem Zuſammenhang mit der allgemeinen Kultur- und Religionsgeſchichte, ein Verſtändnis ihres durch die Natur der Menſchen und Verhältniſſe bedingten Entwicklungsganges; und zu dieſem Zweck verlangte er vom Theologen, daß er in die Vorſtellungs- und Sprachweiſe des Altertums ſich verſetzen, in die Eigenart jedes bibliſchen Schriftſtellers eindringen und ſich die hiſtoriſchen Umſtände vergegenwärtigen ſoll, unter denen jedes Stück ihrer Schriften geſchrieben worden ſei. Dieſe Gedanken Herders ſind ja nun allerdings bis zu einem gewiſſen Grade in die Theologie des 19. Jahrhunderts eingedrungen; „Geſchichte, nicht Abſtraktionen und Theorien!“ iſt das Loſungswort geworden, mit dem man ſich ebenſowohl gegen die konfeſſionelle Dogmatik wie gegen die rationaliſtiſche Aufklärung wandte. Aber hat man denn auch wirklich die bibliſche Geſchichte im Herderſchen Sinn einer durch mancherlei natürliche Urſachen bedingten Entwicklung des religiöſen Gemeingeiſtes der Völker und Zeitalter verſtanden? Nur Baur und ſeine wenigen Schüler haben mit dieſem fruchtbaren Gedanken wirklichen Ernſt gemacht, die übrige Theologie hat den in der Profangeſchichtsſchreibung längſt unbeſtritten geltenden Entwicklungsgedanken tatſächlich verleugnet; an die Stelle des inneren Zuſammenhangs des Geſchehens hat ſie die „Heilstatſachen“ geſetzt, d. h. die einzelnen Wunderaktionen Gottes, die in das irdiſche Geſchehen von oben eingreifend jeden urſächlichen Zuſammenhang desſelben zerreißen und damit eben das geſchichtliche Verſtändnis der Erſcheinungen im Zeitverlauf ſchlechthin aufheben. Auch den von Herder ſo gefliſſentlich betonten Zuſammenhang der bibliſchen mit der außerbibliſchen Religions- und Kulturgeſchichte hat die Theologie des 19. Jahrhunderts durchweg — wenn wir von der Schule Baurs abſehen — grundſätzlich verleugnet und ignoriert; ihr ſtand es ja a priori feſt, daß das Chriſtentum die Religion ſchlechthin, die einzige wirkliche Religion ſei, alſo auch einzig und allein aus ſeinen eigenen Urkunden zu verſtehen; wozu alſo ſollten dann die Theologen noch um andere ſogenannte Religionen ſich zu bekümmern brauchen? Erſt im Laufe der letzten paar Jahre haben einzelne unter den jüngeren Theologen dieſen Bann des dogmatiſchen Poſitivismus zu durchbrechen gewagt, indem ſie die außerbibliſche Religionsgeſchichte zur Erklärung der bibliſchen Religion herbeiziehen; ſie knüpfen damit wieder an den Faden an, der von Herder an durch Schelling und Hegel hindurch zur Baurſchen Schule ſich fortgeſponnen hatte, der dann aber im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts durch den ſtarren Poſitivismus der Ritſchl-Harnackſchen Theologie abgeriſſen worden war; die Folge von letzterem zeigte ſich darin, daß Deutſchland heute im religions-wiſſenſchaftlichen Betrieb hinter anderen Kulturländern merklich im Rückſtand geblieben iſt.

Wie erklärt ſich ein ſolcher Stand der Dinge, ein ſolches Zurückbleiben hinter dem hohen und weiten Ideal, wie es von Herder ſchon vor 130 Jahren verkündigt und angebahnt worden war? Fand etwa ein bewußter Abfall, ein plötzlicher und radikaler Bruch mit jenen vielverheißenden Anfängen ſtatt? Keineswegs, ſondern der fatale Gang der Dinge erklärt ſich ganz natürlich daraus, daß die Theologie des 19. Jahrhunderts ſich weniger an die fortſchrittliche als an die romantiſche Seite der Herderſchen Denkweiſe angeſchloſſen hat. Es liegt im Weſen der „Romantik“, deren Wurzeln auf Hamann und Herder zurückzuführen ſind, daß ſie, ohne Sinn für verſtändige Kritik des Überlieferten, in der Geſchichte nur ein Bilderbuch mit Illuſtrationen zu den für Gefühl und Phantaſie wertvollen Ideen erblickt; der dichteriſchen Phantaſie aber iſt das Dunkle, Geheimnisvolle, Wunderbare viel anſprechender, als das den Regeln der Erfahrung entſprechende, („wunderbare Märchenwelt, ſteig auf in der alten Pracht!“) und wenn nun das Wunderbare zugleich das für das Gefühl erbauliche iſt, ſo gilt dieſer ideale Wert dem Romantiker auch als Bürgſchaft für ſeine reale Geſchichtlichkeit, er verwechſelt kurzweg Idee mit Wirklichkeit, Dichtung mit Geſchichte. Dieſes krankhaft Phantaſtiſche der Romantik („Romantik iſt Krankheit“ ſagt Goethe mit Recht) läßt ſich nirgends deutlicher erkennen als eben bei Herder, weil es hier noch in naiver Unſchuld auftritt und zugleich mit der anderen Seite ſeines Denkens, ſeinem geſunden Realismus und Evolutionismus, in ganz unvermitteltem augenfälligem Kontraſt ſteht. Derſelbe Mann, der in ſeinen Ideen zur Geſchichtsphiloſophie den Satz aufſtellte: „Der Gott, den ich in der Geſchichte ſuche, muß derſelbe ſein, der in der Natur iſt; auch in ihr müſſen alle Naturgeſetze gelten, die im Weſen der Sache liegen, und deren ſich die Gottheit ſowenig überheben mag, daß ſie ja eben in ihnen, die ſie ſelbſt geordnet, in ihrer hohen Macht mit unwandelbar weiſer und gütiger Schönheit ſich offenbart“ — hat in ſeinen theologiſchen Schriften die Geſchichtlichkeit der bibliſchen Wunderſagen um ihres idealen Gehaltes willen zu verteidigen geſucht, weil ſie, wie er ſehr bezeichnend ſagt, „an unſerem Herzen gleichſam einen geheimen Fürſprecher haben“. Dieſe zwei Seelen mochten in Herders Bruſt ſich irgendwie vertragen, in die Theologie konnten ſie nicht ebenſo verbunden eingehen; die Einen hielten ſich an ſeinem rationalen Evolutionismus, die Anderen, und zwar die weit überwiegende Mehrheit, an ſeine Romantik. Zwar hat noch Schleiermacher eine künſtliche Vermittlung beider Seiten verſucht; er hat das Wunder prinzipiell für religiös bedeutungslos erklärt, da wir der Abhängigkeit von Gott im geſetzmäßigen Weltverlauf ebenſogut und beſſer inne werden können als in ſeinen Durchbrechungen; gleichwohl hat auch er es an der entſcheidenden Stelle vorausſetzen zu müſſen geglaubt: in Chriſti Perſon ſollte die Idee mit der geſchichtlichen Erſcheinung ſich decken, ihr Auftreten ſollte als eine einzigartige Offenbarung Gottes, als ein Wunder gelten. Damit war die Türe geöffnet, durch welche die Romantik in der Theologie ihren Einzug halten konnte in der Art, daß an die Stelle einer geſchichtlichen Entwicklung der Religion die Reihe der abrupten übernatürlichen „Heilstatſachen“ trat. Und ihre Spitze hat dieſe Romantik endlich erreicht in der Ritſchlſchen Theologie, nach welcher der Menſch Jeſus die einzige Offenbarung Gottes im ganzen Weltverlauf ſein und uns darum geradezu „als Gott gelten“ ſolle, d. h. als eine über die Schranken der geſchichtlichen und ſtets relativen Erſcheinungen hinausgehobene Autorität von abſolutem Wert und abſoluter Verpflichtung. Dieſe dogmatiſche Apotheoſe eines Menſchen, in der die romantiſche Verwechſelung von Idee und Erſcheinung ihren ſchärfſten und bündigſten Ausdruck erfahren hat, ſollte in den letzten Jahrzehnten durch die Leben-Jeſu-Theologie geſchichtlich bewieſen werden, — ein Unternehmen, das nach der Natur der Sache genau ebenſo ſinn- und hoffnungslos war wie die Quadratur des Zirkels! Dennoch hat die deutſche Theologie ſeit Jahrzehnten fortwährend an dieſes zweckloſe Unternehmen ihre beſte Kraft verſchwendet und alle Einwürfe beſonnen und geſchichtlich denkender Männer verhallten machtlos vor der romantiſchen Suggeſtion, die auch die „liberal“ und „modern“ ſein wollenden Theologen gründlich hypnotiſiert hatte.

Wie ſehr dadurch der echte geſchichtliche Sinn unter uns geſchädigt worden iſt, davon kann man einen recht lebhaften Eindruck bekommen, wenn man das Buch des franzöſiſchen katholiſchen Theologen Loiſy über „Evangelium und Kirche“ (deutſch von Becker, München 1904) lieſt, in dem Harnacks romantiſche Konſtruktion des Urchriſtentums einer ſcharfen Kritik unterzogen wird. Vergleicht man die ruhige, nüchterne Klarheit und den unbeſtochenen kritiſchen Scharfſinn dieſes franzöſiſchen Katholiken mit den teils blind verhimmelnden, teils blind verketzernden, immer aber durch unwiſſenſchaftliche Gefühlsmotive beſtochenen Beſprechungen, die Harnacks „Weſen des Chriſtentums“ in

Deutschland hervorgerufen hat, so kann man sich nur als Deutscher und Protestant tief, tief beschämt fühlen. Darf man hoffen, daß die französische Kritik die deutschen Theologen endlich einmal aus ihrem romantischen Schlummer erwecken werde? Darf man vielleicht ein Vorzeichen dieses Erwachens in der neuesten Schrift von Kalthoff über „Die Entstehung des Christentums" finden? Als vor einem Jahre desselben Verfassers „Christusproblem" erschienen war, ließ sich unschwer vorhersehen, daß die Kritik sich nur mit der radikalen Negation dieses Buches befassen und über dem Eifer, die geschichtliche Existenz Jesu zu beweisen, die eigentliche Hauptfrage übersehen werde, die Frage nämlich, ob das Christentum als das Produkt eines einzelnen Individuums oder einer Menge sozialer Kräfte und Tendenzen zu erklären sei? In dem neuen Buch hat nun Kalthoff seine negative These, diese schwache Seite seiner Position, klugerweise mehr zurückgestellt und das Schwergewicht auf den positiven Nachweis der sozialen Zustände und Zeitströmungen gelegt, die er als die Quelle des Christentums betrachtet. Auch diese neue Darstellung leidet nun zwar nach meiner Überzeugung noch immer an einer starken Einseitigkeit; nicht nur treten die eigentlich religiösen Ideen hinter den sozialen ungebührlich zurück, sondern es bleibt auch ganz unerklärt, wie es denn in diesem wogenden Chaos von gährenden Ideen zu einer konkreten Neubildung des religiösen Denkens und sittlichen Lebens in der Christusgemeinde hätte kommen können ohne den geschichtlichen Kristallisationspunkt der Person und des Todes Jesu; einen derartigen geschichtlichen Impuls müßten wir notwendig voraussetzen, auch wenn uns in keiner evangelischen Tradition etwas davon berichtet wäre. Aber sowenig ich auch mit seinem Ergebnis einverstanden sein kann, so unumwunden gestehe ich doch, daß ich Kalthoffs neuestes Buch für eine bedeutende Erscheinung halte, die einiges zur Selbstbesinnung der Leben-Jesu-Romantiker beitragen kann; seine kühne Opposition übertreibt die sozialevolutionistische Seite nur ebensoweit, wie bisher die romantisch-individualistische Betrachtungsweise einseitig gewesen war; solch ein starker Rückschlag war nach dem Gesetz der Pendelschwingung in der Tat zu erwarten; allmählich wird man sich nun wohl auf die richtige Mitte besinnen.

Der Religionsunterricht auf den höheren Lehranstalten. I.

Von Gymnasialdirektor Professor Dr. Henke.

1.

Alle Erkenntnis entstammt der Erfahrung, selbstverständlich nicht der Erfahrung in ihrer rohen Gestalt als bloßer Wahrnehmung eines Vorganges, sondern der Erfahrung, die durch das Denken in die Reihe der uns bekannten Erscheinungen eingefügt, also zu einem Teil unserer Welt- und Lebensanschauung gestaltet ist. Wenn z. B. ein sogenannter Wilder zum erstenmal eine Kanone abfeuern sieht, den Knall hört, die zerstörende Wirkung des Geschosses erblickt, so ist das alles nur rohe Wahrnehmung. Zur Erfahrung wird diese erst, wenn die Kraft des aus dem entzündeten Pulver sich entwickelnden Gases als Ursache der Bewegung des Projektils und die von diesem angerichtete Zerstörung als Wirkung dieser Bewegung erkannt ist, was erst durch denkende Verarbeitung der rohen Wahrnehmung geschieht.

Die Erfahrung aber, die allem Erkennen zu Grunde liegt, ist eine zwiefache. Die erste Art ist die allgemein gültige, allen normalen Menschen mit derselben unbedingten Notwendigkeit sich aufdrängende Erfahrung, die wir der Kürze halber Empirie nennen wollen. Sie ist für alle Menschen dieselbe. Werden Wahrheiten, die sie uns zuführt, systematisch, d. h. so geordnet, daß die je folgende Wahrheit als Folge von der je vorangehenden als ihrem Grunde abhängt und alle sich auf eine Grundwahrheit zurückführen lassen, so entsteht eine Wissenschaft. Alle Wissenschaft fließt aus Erfahrungen, die alle Menschen in derselben Weise machen müssen, mögen sie sich ihnen ohne ihren Willen aufdrängen oder mögen sie künstlich herbeigeführt werden (Experimente). Wer sie nicht anerkennt, wird nicht mehr als ein normaler Mensch betrachtet und als unfähig angesehen, an der menschlichen Kulturarbeit teilzunehmen. Ein Buchhalter auf einem bremischen Kontor, der die Bücher seines Herrn fortan nach dem Satze, daß zwei mal zwei gleich drei oder gleich fünf sei, führte, ein Professor der Physik, der den Satz lehrte, daß Wasser bei abnehmender Wärme beständig sich zusammenziehe, also Eis schwerer als Wasser sein müsse, ein Mathematiker, der die Behauptung aufstellte, daß Scheitelwinkel ungleich seien, würden für unsinnig erklärt und ins Irrenhaus gesperrt werden.

Ganz anderer Art ist die Erfahrung, die wir die individualistische nennen wollen. Sie ist nur eines Individuums Eigentum, kann nur von ihm in der ihr eigenen Art gemacht werden und sie selbst ist von allen Erfahrungen, die vor ihr gemacht sind, zugleich mit ihr und nach ihr gemacht werden, verschieden. Sie hat darum auch nur für das Individuum, das sie gemacht hat, Wert und Bedeutung, kann auch von ihm keinem andern Individuum aufgenötigt werden. Wie die Empirie zur Wissenschaft, so führt die individualistische Erfahrung zum sittlichen Vertrauen, das wir gewöhnlich mit dem der theologischen Terminologie entlehnten Worte Glaube bezeichnen. Dieser Glaube hat nichts zu schaffen mit dem Glauben, der ein bloßes Fürwahrhalten bedeutet. Dies Fürwahrhalten gehört vielmehr in die Sphäre des Wissens, ist dessen Vorstufe, ein Vermuten, ein unsicheres Wissen, das dem sicheren Wissen voraufgeht. Welche verhängnisvollen und beklagenswerten Folgen die Verwechselung des Fürwahrhaltens (νομίζειν) mit dem sittlichen Vertrauen (πιστεύειν) in der Kirche, besonders im Protestantismus, von jeher gehabt hat und noch hat, daß auf dieser Verwechselung der Grundirrtum des Orthodoxismus beruht, ist genugsam bekannt.

Wie alle ins Gebiet des Wissens gehörige Wahrheitserkenntnis auf die der Empirie entstammende Wissenschaft zurückgeht, so beruhen alle sittlichen Verhältnisse unter den Menschen auf dem der individualistischen Erfahrung entstammenden Glauben. Der Türke, der der Treue seines Weibes durch Wissen sicher sein will, sperrt es in den Harem und läßt es von Eunuchen und wilden Hunden bewachen. Vorausgesetzt, daß diese Maßregeln ausreichen, sie von jedem Verkehr abzuschließen, so weiß er, daß sein Weib die Ehe nicht gebrochen haben kann. Der Christ läßt seine Gattin frei unter den Menschen verkehren, schickt sie auf Reisen, verläßt sie unter Umständen auf lange Zeit. Und doch ist er ihrer Treue fest versichert durch den Glauben an sie. Warum? Weil nicht bloß das Band sinnlicher Neigung, sondern ein sittliches Band ihn mit seiner Gattin verbindet und er infolge persönlicher Erfahrung ein sittliches Vertrauen in ihre Treue gewonnen hat, das alle bloße Wissensgewißheit himmelhoch übersteigt. Nicht anders steht es mit dem Verhältnis der Kinder zu den Eltern, der Geschwister und Freunde untereinander, der Staatsbürger zur Obrigkeit usw. Für einen Kaufmann ist der geschätzteste Geschäftsgenosse keineswegs der, der den größten Geldbeutel, sondern der, der den besten Kredit hat, d. h. im höchsten Maße vertrauenswürdig ist.

Das der Empirie entstammende Wissen kann jedem normalen Menschen aufgenötigt werden, da jeder die allen zugängliche Erfahrung in derselben Weise machen kann und machen muß. Daraus folgt, daß wir wissenschaftliche Wahrheiten auch dann anwenden können, wenn wir selber die ihnen zu Grunde liegenden Erfahrungen nicht gemacht haben. Wir können uns eines Fernrohrs bedienen, können mathematische Formeln praktisch anwenden, ohne jenes selbst erfunden zu haben,

ohne daß wir imstande sein müssen, diese wissenschaftlich zu begründen.

Ganz anders verhält es sich mit dem der individualistischen Erfahrung entstammenden Vertrauen oder Glauben. *Auf dem Glaubensgebiete ist die Erfahrung, die wir nicht selbst gemacht haben, für uns so gut wie gar nicht vorhanden.* Alle Erfahrungen dieser Art, die andere gemacht haben und machen, sind wertlos für uns, wenn nicht unser eigenes persönliches Erlebnis hinzukommt. Es kann jemand wohl einen Freund bitten, daß er eine Zeitlang die Geschäftsbücher für ihn führe, denn die mathematischen Gesetze, nach denen das geschieht, sind aller Menschen gemeinsames Eigentum; aber er kann, wenn er eine Ehe schließen will, nicht einen Freund damit beauftragen, daß er sich für ihn verliebe, denn das sittliche Band, das ihn und seine Braut verbinden soll, muß das Ergebnis seines eigenen inneren Lebens und einer Erfahrung sein, die keiner ebenso wie er und darum auch keiner an seiner Stelle machen kann.

2.

Gehört die Religion in das Gebiet des Wissens oder des Glaubens? Entstammt sie der allgemein zugänglichen, jedem mit Notwendigkeit in derselben Art sich aufzwingenden, oder der rein persönlichen Erfahrung?

Wir gewinnen ein sittliches Verhältnis nicht bloß zu andern Individuen, sondern auch zum Universum, zur *Welt*. Allerdings suchen wir zuerst und zunächst die Welt zu erkennen, sie uns wissenschaftlich zu erklären. Aber *unser Wissen um die Welt bleibt immer nur beschränkt auf einen unendlich kleinen Teil der Welt*. In diesem, das wissen wir, herrschen unbedingt die Gesetze der Kausalität, der Erhaltung der Materie und der Erhaltung der Kraft. Aber wir haben so wenig ein Recht, dies unser Wissen als Wissen auf den unendlich großen Teil der Welt, den wir nicht kennen und von dem wir nie etwas erfahren werden, zu übertragen, als jemand, der aus einem mit 100 000 Bohnen gefüllten Sacke eine weiße Bohne herausgezogen hat, zu dem Urteil berechtigt ist, daß der Sack nur weiße Bohnen enthalte, während doch außer der gezogenen die übrigen 99999 schwarze sein können. *Ein Verhältnis zum Weltganzen gewinnen wir allein durch den Glauben.* Aus dem Wissen, daß wir selbst ein Organismus sind, daß dieser Organismus keine bloße Laune der Gegenwart ist, sondern daß er einem Entwickelungsgesetze dient, das in der Vergangenheit waltete und in die Zukunft hinausweist, sprießt der *Glaube*, daß auch *die Welt, der wir angehören, kein Produkt des Zufalls, keine wüste, irgendwoher zusammengefegte Masse, sondern daß auch sie ein dem Entwickelungsgesetze dienender Organismus* ist. Wir wissen, daß wir ein Teil der Welt sind, daß dieser Teil von der übrigen Welt mit Notwendigkeit bestimmt wird. Wir wissen ferner, daß unser Organismus durch die vernunftbegabte Seele zu einer Einheit zusammengefaßt wird, die im Selbstbewußtsein, im Bewußtsein von der geschlossenen, einheitlichen, in allem Wechsel beharrenden Persönlichkeit zum Ausdruck kommt. Daraus schöpfen wir den *Glauben*, daß *auch in der Welt eine vernunftbegabte Seele wirksam ist*, die auch sie zu einem, bestimmten Zielen dienenden Ganzen zusammenfaßt, oder, wenn wir uns des religiösen Ausdrucks bedienen wollen, daß die Welt unter der Leitung eines Gottes, der Geist ist, steht. *Das Gefühl aber, daß wir von diesem Weltorganismus unbedingt abhängig sind, ist die Religion.*

Aus dem Gesagten folgt zweierlei: 1) *Nicht jeder muß mit Notwendigkeit zu einer bestimmten Art dieses Glaubens kommen*, ja, man kann getrost behaupten, daß nicht zwei Menschen auf Erden denselben Glauben haben. Es gibt Männer, die in jeder andern Hinsicht, als Vertreter der Wissenschaft, als sittliche Charaktere, sehr hoch stehen, deren religiöses Empfinden aber so wenig entwickelt ist, daß sie meinen, sich an dem genügen lassen zu können, was das Wissen ihnen zuführt, was freilich auf eine Selbsttäuschung herauskommt. Anderseits hat es zu allen Zeiten Menschen gegeben, die von glühender, überwältigender Religiosität erfüllt waren, die Tausende durch die Macht ihrer religiös gestimmten Persönlichkeit in ihren Zauberkreis gezogen haben, die aber auf intellektuellem und moralischem Gebiete nur eine recht bescheidene Stellung einnahmen. 2) Weil der Glaube rein individueller Art ist, auf einer Erfahrung beruht, die jeder selbst machen muß, die nur er in der Art machen kann, wie er sie macht, die ihm kein anderer aufzwingen kann, die er keinem andern aufnötigen kann, so folgt, daß jede *Intoleranz* nicht nur eine schwere Sünde ist, sondern daß es geradezu Wahnsinn genannt werden muß, wenn einer glaubt, einem andern einen bestimmten Glauben aufdrängen oder erhalten zu können. Man kann das ebenso wenig, als man einen Menschen zwingen kann, daß er eine bestimmte Person liebe oder hasse. Das ist auch der Sinn der Worte, die der Verfasser des vierten Evangeliums Jesu von Nazareth in den Mund legt. Joh. 3, 8.

3.

Demnach gibt es weder Menschen ohne Religion noch Atheisten im landläufigen Sinne des Wortes. Es gibt keinen Menschen, der nicht ein sittliches Verhältnis zur Welt gewönne, der sich nicht von irgend etwas unbedingt abhängig fühlte. Dies Gefühl der Abhängigkeit kann ein sehr elementares, ja rohes sein, so daß wir es als plumpen Aberglauben bezeichnen, z. B. im Fetischdienst. Es durchläuft weiter in der geschichtlichen Entwicklung die Stadien der Naturreligion, in der der Mensch sich von besonders einflußreichen Naturmächten, z. B. der Sonne, abhängig fühlt, zum Polytheismus, in dem die Naturmächte menschenähnliche Personen werden (Homer), zum Henotheismus (Altisrael), in dem der Gott der Nation als der mächtigste unter den vielen Nationalgöttern erscheint, zum Monotheismus (Israel und das Judentum), in dem der Nationalgott zum Gott der Welt und aller Menschen wird. *Aber in irgend einer Art hat jeder Mensch dies Gefühl der absoluten Abhängigkeit, und das, wovon er sich in seiner Art abhängig fühlt, ist sein Gott, an den er glaubt.* Auch der Gottesbegriff durchläuft eine lange Reihe von Entwicklungsstadien. Es kann z. B. jemand erklären, daß er sich allerdings vom Universum absolut abhängig fühle, denn er sei nicht so wahnwitzig, sich den Herrn der Welt zu dünken. Aber, fährt er fort, das Weltgetriebe erwecke ihm lediglich das Gefühl, das ein Unerfahrener habe, der zum erstenmal in eine riesengroße Fabrik tritt, ängstlich zwischen den gewaltigen, lärmenden Maschinen, den sausenden Schwungrädern und den stampfenden Hebeln einhergeht, erfüllt von der Furcht, von ihnen erfaßt und zerschmettert zu werden. In diesem Falle ist eben *dies Furchtgefühl seine Religion und dies blinde Weltgetriebe sein Gott.* — Ein anderer dagegen hat der Welt gegenüber, an die er als an einen wohlgeordneten Organismus glaubt, *das Gefühl, das der hat, der in einem wohlgeordneten Staate lebt*, in dem jeder Teil notwendig ist, jeder für das Ganze und ebenso das Ganze für jeden, auch den kleinsten Teil da ist. — Ein dritter hält diesen Weltorganismus nur für denkbar bei dem Glauben, *daß ein jenseits des endlich begrenzten Raumes lebender, mit persönlichem Selbstbewußtsein ausgestatteter Geist* ihn geschaffen habe, erhalte und regiere. Das ist die Glaubensüberzeugung des *Theismus*, den das Christentum aus dem Judentum mit herübergenommen hat. Da dieser Glaube des Theismus lange Zeit als der höchste und einzig berechtigte, allein mit dem Christentum vereinbare galt, so galt damals der Atheist, d. h. der, der nicht den Gottesbegriff des Theismus teilte, für unfromm und rückständig. In dem Sinne nun, daß einer nicht Anhänger des Theismus sei, könnte man allerdings auch heute noch von Atheisten reden, doch ohne daß

wir jetzt noch damit einen Vorwurf verbinden. Täten wir das, so müßten wir tief religiöse Männer, wie die Mystiker des Mittelalters, Spinoza, Goethe, den großen Theologen Schleiermacher und zahllose andere für irreligiös erklären. Von den gewaltigen Fortschritten, die der Gottesbegriff in neuerer Zeit z. B. durch den Philosophen Fechner gemacht hat und denen gegenüber alle älteren Fassungen, auch die des Theismus antiquiert erscheinen, haben wir an dieser Stelle nicht zu reden. Uns kommt es jetzt vielmehr nur darauf an, zu zeigen, daß das religiöse Gefühl ein ebenso naturnotwendiger Vorgang in der Menschenseele ist wie das Denken des Wahren, das Gefühl für das Schöne, das Wollen des sittlich Guten, daß jeder Mensch notwendig religiös ist und zu einem Gottesglauben irgend welcher Art kommen muß.

4.

Steht denn nun dies rein persönliche Gefühl in irgend welchem Zusammenhange mit der Wissenschaft, die für alle Menschen dieselbe ist?

Gewiß, denn es gibt eine wissenschaftliche Theologie und theologische Dogmen, in denen religiöse Wahrheiten in der Form wissenschaftlicher Lehrsätze zum Ausdruck gebracht sind. Dabei sind aber folgende Punkte festzuhalten:

A. Religion und Theologie sind zwei himmelweit von einander verschiedene Dinge, denn Religion ist Leben, die Theologie aber ein Konglomerat von Lehrsätzen, das sich einer zurecht gemacht hat. Das Leben aber ist von der Art, wie wir es zu verstehen und zu begreifen trachten, ganz unabhängig. Wie viele Millionen von Jahren der Blutkreislauf in Menschenleibern regelrecht von statten gegangen ist, ohne daß die Menschen auch nur eine Ahnung von der Lehre vom Blutkreislauf gehabt haben, die bekanntlich erst Harvey im Jahre 1628 enthüllt hat, wie jemand ein hervorragend sittlich guter Mensch sein kann, ohne daß er jemals ein Lehrbuch der Moral auch nur in der Hand gehabt hat, so kann ein Mensch auch ein tiefinniges, sittliches Verhältnis zu Gott und Welt haben, ohne sich jemals denkend davon Rechenschaft gegeben zu haben, anders ausgedrückt: Er kann tief religiös sein und braucht dabei von der Theologie gar nichts zu wissen.

B. Die Quellen der Theologie sind die Geschichte und unser Bedürfnis, die Welt unseres Gefühlslebens mit der wissenschaftlichen Anschauung, die wir von der Welt gewonnen haben, zu verbinden und in Einklang zu bringen. — Religion ist persönliches, sittliches Vertrauen. Dies Vertrauen kann in uns, unabhängig von andern, entstehen, es kann aber auch von außen her dazu der Anstoß gegeben werden oder es kann von andern in eine bestimmte Richtung gelenkt werden. Wenn dies durch hervorragende Personen, religiöse Genies (Moses, Buddha, Jesus, Mohamed) geschieht und auf viele Millionen sich erstreckt, so gehört dieser Vorgang der Geschichte an. Die Erforschung des Lebens und Wirkens der Religionsstifter ist eine Aufgabe der Geschichtswissenschaft. Dabei nimmt das Christentum noch eine eigenartige Stellung ein und stellt der Forschung eigentümliche und schwierige Aufgaben. Moses, Buddha, Mohamed haben, so zu sagen, nur den Vorhang vom Allerheiligsten fortgezogen, damit ihre Anhänger einen Einblick in seine Geheimnisse gewönnen. Auch Jesus zieht diesen Vorhang fort, damit seine Jünger sehen, daß im Allerheiligsten nicht der harte Sklavenhalter des Judentums, sondern ein gütiger Vater thront, der von unerschöpflicher Liebe zu allen seinen Kindern erfüllt ist. Aber dabei bleibt es nicht. Jesus tritt selbst ins Allerheiligste ein und behauptet, daß er zu diesem gütigen Vater in einem Verhältnis stehe, das es ihm und ihm allein ermögliche, auch seinen Brüdern den Zugang zu diesem Vater zu eröffnen. Daß dies so sei, ist für den lebendigen Christen eine religiöse Wahrheit, in der alle vom Orthodoxen strikter Observanz bis zum strengsten Rationalisten, dem alles übernatürliche und mystische als verbotene Ware gilt, übereinstimmen. Ganz anders aber stellt sich die Sache, wenn die Frage beantwortet werden soll, auf welche Art Jesus den Zugang zum Vater für uns bewirkt hat, theologisch ausgedrückt, worin die Heilsnotwendigkeit seines Todes beruhe? Da behaupten die Einen auf Grund ihrer Studien, Jesus habe nur ein neues, vollkommenes Gesetz gelehrt und durch seinen Tod besiegelt (Justinus, Klemens von Alexandria, Origenes, Irenaeus); andere, er habe uns aus der Sklaverei des Todes losgekauft (Athanasius, Gregor von Nyssa, Kyrill von Alexandria); wieder andere setzen an die Stelle des Todes den Teufel (Gregor von Nazianz, Ambrosius, Augustin, Gregor der Große). Mit dem Eintritt der germanischen Rechtsanschauung von der Sünde als Schadenstiftung kommt bekanntlich die Lehre auf, der Gott Jesus habe Gott dem Vater an unserer Statt ein Bußgeld von unendlichem Werte zahlen müssen, damit seine vergebende Liebe wieder an die Stelle der verurteilenden Gerechtigkeit treten könne (Anselm von Canterbury). Kurzum, der beständige Wechsel und Wandel der Erlösungslehre von den Kirchenvätern her bis zu Ritschl herunter zeigt uns, daß ihre Gestaltung nicht bloß von der verschiedenartigen Auffassung des Schriftinhalts, sondern sogar von den jeweilig herrschenden sozialen Verhältnissen (Sklaverei im Altertum) und Rechtsanschauungen (germanische Bußtheorie) usw. abhängig gewesen ist, daß also das theologische Dogma von der Erlösung ein vom menschlichen Wollen und Können abhängiges Werk und als solches beständigem Wechsel unterworfen war, ist und in aller Zukunft sein wird.

C. Jeder Gebildete, d. h. jeder, der darnach trachtet, sich eine Weltanschauung zu schaffen, empfindet unausweichlich das Bedürfnis, auch die Welt seines Gefühlslebens mit der wissenschaftlichen Erkenntnis, die er von der Welt gewonnen hat, zu verbinden und in Einklang zu bringen. Führt ihn dies Streben zur Formulierung von Lehrsätzen, so entstehen theologische Dogmen, und bringt er diese Dogmen in ein System, so erhält er eine theologische Dogmatik, ein Lehrgebäude, das für die klare Auffassung seines Gefühlslebens dieselbe Bedeutung hat wie seine wissenschaftlich formulierte Weltanschauung für sein Denken. Aber wohlgemerkt! **Es hat diese Bedeutung nur für dies Eine Individuum.** Denn wie die individualistische Erfahrung von der Empirie, wie die Glaubenserkenntnis von der Wissenserkenntnis, wie die religiöse Weltanschauung von der wissenschaftlichen Weltanschauung grundverschieden sind, so sind auch theologische Dogmen von wissenschaftlichen Lehrsätzen, ist auch die theologische Dogmatik von jedem wissenschaftlichen Lehrsystem grundverschieden. Die wissenschaftliche Theologie hat mit der auf Empirie ruhenden Wissenschaft nur die Form gemein, aber ihr Wesen und ihr Zweck sind ganz andere. Die empirische Wissenschaft soll begründen und beweisen, was fortan für alle Menschen ohne Unterschied ewige und unverrückte Geltung haben soll, die Theologie dagegen kann nur beschreiben, was als Gefühlstatsache in Einem bestimmten Individuum lebt. Das hat in klassischer Schärfe und Klarheit zuerst Schleiermacher in seinem theologischen Hauptwerke (Der christliche Glaube nach den Grundsätzen der evangelischen Kirche, 1821) dargetan. Er sagt: Aufgabe der Dogmatik ist, das religös christliche Bewußtsein des einzelnen Individuums in wissenschaftlichen Sätzen darzulegen. Die Dogmatik hat nicht zu beweisen, nicht zu begründen, sondern **sie hat nur zu entwickeln und darzustellen, was als Tatsache im Gemüt des einzelnen religiösen Menschen vorhanden ist.**

Die Machtmittel der römischen Kirche und die des Staates im Kulturkampf.

(Römisches Christentum. V.)

In Briefen an eine Freundin. Von D. Dreydorff.

7.

„Ein christlich angestrichenes Heidentum?" — von wem haben Sie das böse Wort? Es erinnert mich an „den grün angestrichenen Winter", wie jemand den deutschen Sommer genannt hat, und ist wohl nur ebenso gemeint. Der kälteste deutsche Sommer ist doch kein Winter, darin alles Leben erstirbt. Wo freilich die Jesuiten mit ihren unmoralischen Grundsätzen die Gewissen beherrschen, da trifft das Wort zu und leugnen läßt sich nicht, daß die römische Kirche, auch abgesehen von ihnen, viel Heidnisches in sich aufgenommen hat. Ihre Kreaturvergötterung, ihr Heiligenkult, ihre Reliquienverehrung, ihre abergläubische Gebetspraxis, ihr Wertlegen auf Askese u. dgl. m., das alles findet sich auch in vorchristlichen Religionen und die buddhistischen Klöster stehen in ihren Anforderungen an die Gläubigen, die nach sittlicher Vollkommenheit trachten, hinter keinem katholischen zurück.

Um so berechtigter scheint nun Ihre Frage: wie es zu verstehen sei, daß die römische Kirche eine so hochangesehene Korporation geworden und noch ist. Wollte ich die eine Frage — denn es sind ja zwei verschiedene — genügend beantworten, so müßte ich Ihnen die Geschichte der Kirche, mindestens die der ersten Jahrhunderte, erzählen und Sie würden daraus ersehen, daß alles sehr natürlich zugegangen ist. Darauf muß ich hier verzichten. Nur soviel, daß die römische Kirche gerade durch ihre heidnischen Zutaten der Religion Jesu eine Gestalt gegeben hat, in der sie — zwar die Mehrzahl der Juden abschreckte, für die heidnische Welt aber annehmbarer wurde. Und so ist es noch. Die katholische Mission macht raschere Fortschritte als die evangelische, weil sie der Gewohnheit und dem Bedürfnis der heidnischen Völker mehr Rechnung trägt. Sie läßt ihnen bisweilen ihre Götzenbilder und Feste unter der Bedingung, daß sie sich an christliche Namen dafür gewöhnen mögen, und das kann man allerdings einen „Anstrich" nennen. Die Mehrzahl der Katholiken aber bemerkt diese Verquickung der Religion des Geistes mit Heidentum bis auf diesen Tag nicht. Es hindert sie daran ihre mangelhafte intellektuelle Bildung. Ich muß dabei einen Augenblick verweilen. Denn nichts ärgert die Römischen mehr, als wenn man ihnen Bildungsmangel vorwirft, und ich möchte sie nicht ärgern. Nur die Tatsache gilt es zu konstatieren, daß in dieser Hinsicht zwischen ihnen und den evangelischen Christen ein großer Unterschied besteht und daß die Hauptträger moderner Bildung überall Protestanten sind. Wenn sie dennoch sich darum entrüsten und fragen: „Nun? haben wir nicht auch hochgebildete und gelehrte Männer?" so gestehe ich zu: Gewiß, ihr habt solche, aber sie beweisen nichts gegen meine auf die Gesamtheit gehende Behauptung, und ihr werdet zugestehen, daß die bedeutendsten des vorigen Jahrhunderts: Naturforscher vom Range eines Alexander Humboldt, Darwin, Helmholz, Dichter wie Goethe, Schiller, Lessing, Philosophen wie Kant, Fichte, Hegel, Geschichtschreiber wie Schlosser, Ranke, Mommsen — ich nenne nur die wenigen anstatt der vielen, die ich nennen könnte — als überzeugte Katholiken undenkbar sind. Ja, undenkbar, aus dem einfachen Grund, weil die Wissenschaft in der römischen Kirche unfrei ist und der katholische Gelehrte vor ihrem Dogma Halt machen muß. Der gelehrteste katholische Theolog des vorigen Jahrhunderts wurde ausgestoßen, weil ihn „seine geschichtlichen Forschungen" zum Widerspruch gegen das Unfehlbarkeitsdogma geführt hatten, und er mochte Gott danken, daß er am Leben blieb; denn nach einer Bulle des unfehlbaren Papstes Urban II. war es jedem Katholiken erlaubt, ihn, im Eifer für die Kirche, zu töten. (J. von Döllinger, Briefe und Erklärungen, S. 131 und 153.)

Zu demselben Ergebnis führt jede Vergleichung der katholischen mit vorherrschend protestantischen Völkern. Hierauf näher einzugehen, würde zu weit führen. Es sei nur daran erinnert, wie groß die Zahl der Analphabeten in der katholischen Welt ist, — in Belgien kann ein Drittel der Erwachsenen weder lesen noch schreiben — und wie gering die Zahl der katholischen Schüler auf allen höheren Lehranstalten. Nichts törichter als das Geschrei der Ultramontanen nach Parität bei Besetzung der höchsten Staatsämter. Als sie nämlich im überwiegend katholischen Bayern sich darüber beklagten, wies der Minister des Innern, Frhr. v. Feilitzsch, den Vorwurf der Parteilichkeit zurück, mit der in seinem Munde sehr interessanten Erklärung: „Wenn ja in einzelnen Zweigen des Staatdienstes mehr Protestanten als Katholiken angestellt sind, so liegt es an dem, daß mehr Protestanten studieren und sich zum Staatsdienst melden. Für die Staatsregierung kommt es nur auf die Tüchtigkeit der Beamten an." (Sitzung der Kammer der Abgeordneten, 24. Okt. 1903.)

Von solchen Mängeln aber profitiert die römische Kirche und tut deshalb nichts zu ihrer Beseitigung. Protestantische Schulbildung macht es den Kindern unmöglich, zu glauben, daß sie bessere Aufsätze schreiben, wenn sie die heilige Jungfrau um Hilfe bitten, oder etwas Lourdeswasser ins Tintenfaß gießen, daß der heilige Januarius in Neapel noch immer blutet usw., und da die römische Kirche mit ihren noch täglich geschehenden Wundern großtut, so wird der Glaube an sie erschüttert, wenn die Menschen zu denken, zu prüfen und die Wunder zu bezweifeln anfangen. Hiermit erklärt sich der überall heiße Kampf um die Schule. Wo diese, insbesondere die Volksschule, in den Händen des Klerus bleibt, ist für die Herrschaft der Kirche über das katholische Volk nichts zu befürchten; wo sie ihm entzogen wird, alles.

Von positiver Bedeutung für das Ansehen der römischen Kirche ist an erster Stelle, daß sie in ihrer ganzen äußeren Erscheinung allen andern kirchlichen Gemeinschaften weit überlegen ist. Mag der Gebildete, der nach dem Wesen der Religion fragt, davon absehen: die große Mehrzahl der Menschen läßt sich durch Augenfälliges bestechen. Und was ist augenfälliger, als die Einheit der römischen Kirche und der Glanz ihres formenreichen Kultus? Im protestantischen Gottesdienst ist die Predigt, wenn nicht alles, doch die Hauptsache, und wer sich an ihr nicht erbauen kann, dem lohnt es sich nicht, daran teilzunehmen; im katholischen Gottesdienst ist die Predigt Nebensache und der Fromme kann sich von ihr absehend erbauen. Gleich an der Tür seiner Kirche findet er das ihn an die Heiligkeit des Ortes mahnende „Weihwasser" und, eingetreten, wird er durch die Bilder und Statuen des Gekreuzigten, der Mutter Gottes, der Apostel, der Märtyrer und anderer Heiligen in dem durch brennende Wachskerzen, in größeren Kirchen durch elektrisches Licht, durchbrochenen Halbdunkel zur Andacht gestimmt. Fast alle seine Sinne werden in Anspruch genommen und zu denken braucht er nicht. Für den amtierenden Priester ist der genau nach Vorschrift gehaltene Gottesdienst eine Anstrengung, für den Laien ist er bequem. Und so nicht nur an seinem Wohnort, sondern überall, wohin ihn das Schicksal verschlägt. Denn die geschlossene Einheit der römischen Kirche zeigt sich auch in der Gleichheit der Kultusformen in der ganzen katholischen Welt, und man muß zugestehen, daß etwas Imponierendes darin liegt. Garantiert aber ist diese Einheit, wie schon bemerkt wurde, durch die kirchliche Verfassung. Sich dagegen aufzulehnen und nach eigenem Gutdünken etwas zu ändern, ist für den Priester ebenso unmöglich, wie daß sich ein preußischer Unteroffizier herausnähme, seinem Hauptmann zu widersprechen. Der Opponent, auch wenn es selbst ein Stabsoffizier — will sagen: Bischof wäre, wird niedergeschlagen und wenn er sich nicht demütig unterwirft, exkommuniziert. Was Wunder, daß vor einer so disziplinierten Kirche, die einen Staat im

Staate repräsentiert, auch die weltlichen Herrscher Respekt haben und sich um ihr Wohlwollen bemühen!

Die Ähnlichkeit mit dem stehenden Heer läßt sich weiter verfolgen. Wie in dem die Aussicht auf Beförderung zu einer höheren Rangstufe eine große Rolle spielt, so auch im Klerus der römischen Kirche. Die Unteroffiziere bleiben meist Unteroffiziere und die Priester meist Priester. Die einen wie die andern rekrutieren sich aus dem Bürger- und Bauernstand. Die höheren Ehrenstellen sind in der Kirche, wie im Heer, dem Adel vorbehalten und um ihretwillen drängt sich sogar der hohe Adel zahlreich in ihren Dienst. Oder würde er es auch tun, wenn es nur schlecht dotierte Pfarreien gäbe? und keine Abteien, Bistümer und Erzbistümer, deren Inhaber zum Teil fürstlichen Rang haben und vor deren Karossen die Wache ins Gewehr tritt? Gewiß nicht. Der bloße Wunsch, dem Reiche Gottes zu dienen, reicht nicht aus, so viele vornehme Leute für die klerikale Laufbahn zu gewinnen. Sonst würden sie auch in der evangelischen Kirche zahlreicher vertreten sein. Sie sind es da nicht, weil der Ehrgeiz in ihr keine Befriedigung findet. Bringt's einer von Hunderten bis zum Generalsuperintendenten und Oberhofprediger, so steht er doch im Rang weit unter dem römischen Bischof.

„Das ist etwas Äußerliches," sagen Sie. „Wohl! aber was ist denn in der Papstkirche nicht äußerlich?" Und, was es hier zu zeigen gilt: gerade dies Äußerliche ist für das Ansehen der römischen Kirche von großer Bedeutung. Es ist doch auch wohl begreiflich, daß das katholische Volk stolz darauf ist, daß zu seinem Klerus Barone, Freiherren, Grafen, Fürsten und königliche Prinzen gehören und daß gleichwohl auch einer aus seiner Mitte, wie unter dem ersten Napoleon der gemeine Soldat, bei außergewöhnlicher Befähigung, bis zur höchsten Würde emporsteigen kann.

Es kommt weiterhin in Betracht, daß das katholische Christentum ein leicht zu übendes ist, nicht nur im öffentlichen Gottesdienst, wie ich schon andeutete, sondern auch im täglichen Leben, wo die Kirche für die ihre Ratschläge befolgenden Laien alle Verantwortung übernimmt. Wenn Sie fragen, ob dem nicht die Nötigung zur Ohrenbeichte widerspreche, so antworte ich: Nein, gar nicht. Ja, ich gehe weiter, mit einem Zugeständnis, das Sie vielleicht befremden wird: Mit dem Beichtstuhl kommt die römische Kirche einem tief in der menschlichen Natur liegenden Bedürfnis entgegen; ich meine dem, sich durch ein Bekenntnis grober Sünden, vor dem von amtswegen diskreten Beichtvater, Erleichterung zu verschaffen. (Ps. 32, 3.) Der Beichtstuhl, der zu den stärksten Machtmitteln der römischen Kirche gehört, ist wohl nicht zu dem Zwecke gegründet, aber er würde sich schwerlich alle Jahrhunderte hindurch behauptet haben, wenn er nicht für die große Mehrzahl der Menschen ein Bedürfnis wäre, dessen sie auf einer gewissen (mittleren) Bildungsstufe nicht entraten können. Der ehrlich Beichtende weiß, daß ihn der Priester auf seine Beichte hin von aller Schuld freispricht, ja, freisprechen muß, und wie er im Priester einen Stellvertreter Gottes sieht, so in dessen Absolution eine Freisprechung von Seiten Gottes. Der evangelische Christ, dessen Vorbild in diesem Stück der Zöllner im Gleichnis ist, der sich mit seinem Schuldbewußtsein direkt an Gott wandte, hat es nicht ebenso leicht. „Auch nicht, wenn der katholische Beichtvater streng ist?" Nein. Das Gewissen der gebildeten evangelischen Christen ist strenger, als die Mehrzahl der katholischen Beichtväter. Die sittenlosesten Fürsten wußten sich mit den ihrigen zu verständigen.

Und wie erst die fürstlichen Weiber an den katholischen Höfen! insbesondere die aus dem Hause Bourbon, von denen die schamlos ausschweifendste, weil sie doch kirchlich war und beichtete, vom Papst mit der „Tugendrose" geschmückt wurde! Von den Erleichterungsmitteln, über die jesuitische Beichtväter verfügen, sei hier nicht die Rede. Wer sich dafür interessiert, lese den zehnten Brief Pascals an seinen Freund in der Provinz. (In neuer Übersetzung: Die Moral der Jesuiten, 1887, ist es der sechste.) — Nach kirchlicher Vorschrift muß jeder Katholik, um nicht exkommuniziert zu werden, wenigstens einmal im Jahre zur Beichte kommen. Aber die Strafe wird nur selten verhängt. Es gibt Millionen Katholiken, die nie um die Absolution des Priesters nachsuchen, und die Kirche läßt sie weitherzig gewähren. In großen Städten rechnet man wohl auch nicht darauf, daß alle kommen; denn wenn das, beispielsweise in Paris, geschähe, so würden die armen Priester von der Arbeit erdrückt werden.

Zu den Anziehungs- und Machtmitteln der römischen Kirche gehört endlich ihr Reichtum.

Fromme und Weltweise mögen verächtlich vom „Mammon" reden: die Kirche weiß, wieviel sich damit ausrichten läßt. Und auch wir wissen darum aus manch beschämender Erfahrung. Vor dem amerikanischen Milliardär machen sogar hochgestellte Leute, „die's nicht nötig haben", ihre Verbeugung, und die römische Kirche ist Milliardärin. Und wundern wir uns, daß der große Haufe mit Respekt zu ihr aufsieht? Und liegen auch ungezählte Millionen brach oder, als Grundbesitz, in „toter Hand": viele dienen doch, daheim und draußen, ihrer Propaganda, und auch für die Armen fällt etwas ab. Die Klöster insbesondere pflegen wohltätig zu sein und „sie haben ein groß Publikum". Denn je katholischer ein Volk ist, desto größer ist in ihm die Zahl der Müßiggänger und Bettler.

Pastor Wagner.

Drama in 5 Akten von Th. Heeremann. Hamburg. Verlag von Grefe und Tiedemann.

Zur Zeit, als der Weingartstreit noch hohe Wellen schlug, womit die Voigts und Uhlhorn nach allgemeinem Urteil der hannoverschen Landeskirche den größten Schaden selbst bereitet haben, hat ein junger hannoverscher Fabrikbesitzer „Das Glaubensgericht, ein Zeitbild aus dem Hannöverschen in 5 Akten" (Verlag Carl Schünemann, Bremen, Preis 1 Mark) verfaßt, worin er in durchsichtiger Hülle den Fall Weingart zu dramatisieren suchte. Er stand dem Ereignisse fast noch zu nahe, als daß er mehr denn eine Beschreibung des aufregenden Handels hätte geben können. Max Dreyers „Probekandidat" waren aber durch diesen Fall so recht die Wege bereitet worden, daß das Stück solche Triumphe, namentlich in unserem Nordwesten, erringen konnte, wie es der Fall gewesen ist.

Jetzt hat Th. Heeremann, worunter wir einen jüngeren freigesinnten Theologen vermuten, „Pastor Wagner, ein Drama in 5 Akten", verfaßt, das auch ein Glaubensgericht zum Gegenstand hat. Der I. Akt führt uns in das Haus eines Kaufmanns, wo die Abhaltung eines Bazars zum Besten eines Kirchenbaues geplant wird. Die Sache ist ja fast ein Sport gewisser Kreise geworden, und dieses Milieu hat Heeremann trefflich gezeichnet. Hier in diesem Hause stoßen schon die beiden Amtsgenossen, Pastor Neßler, der Orthodoxe, und Pastor Wagner, der Liberale, auf einander. Pastor Wagner hält am Schlusse des Aktes eine Rede, welche die „Gläubigen" in Verwirrung und Aufregung bringt.

Der II. Akt versetzt uns in das Haus des Pastors Wagner und führt uns in seinen Sinn und seine Tätigkeit ein. Die Wolken ziehen sich über ihm zusammen, aber er will nun an seinem fünften Einführungstage ein Bekenntnis seiner freien Theologie ablegen, wie er einem Mediziner anvertraut, der ihn zur Vorsicht mahnen wollte. Junge Liebe, die sich ihm entdeckt, stärkt ihm den Glauben an sich selbst. Im Gebet in stiller Nacht besiegelt er seinen Entschluß, worin ihn auch die Sorge für die Mutter nicht wankend machen kann.

Der III. Akt führt uns in die Sakristei der St. Markuskirche, Pastor Neßler warnt Wagner noch einmal vor dem Kampfe wider die Kirchenlehre; die Mutter Wagners, die vom Entschlusse des Sohnes doch Kunde erlangt hat, eilt auch herbei und ringt mit ihm und stellt ihm die Gefahren

seines Tuns, die Störung ihres Friedens vor Augen. Pastor Wagner aber hält doch seine Predigt.

Im IV. Akt aber finden wir ihn auch schon vor dem Ketzergericht, die Richter versammeln sich, sie haben nicht alle ein gutes Gewissen. Konsistorialrat Demut hat zwar solche Sitzungen schon ein paar Mal mitgemacht, aber dieses ist ein besonderer Handel. Es sind auch stramme Juristen da. Wagner hält eine ausführliche Verteidigungsrede, in der er durch seine Richter manchmal unterbrochen wird. Er geht sogar zum Angriff vor und beschuldigt zuletzt alle seine Richter des Abfalls von dem Bekenntnisse im alten Sinne. Auch mit Pastor Neßler, der als Zeuge vernommen wird, muß er sich hier noch einmal messen. Als das Gericht zum Spruche kommen will, hört man Lärm im Vorhof. Glieder der St. Markus-Gemeinde, ein Schmied voran, dringen ein in den Sitzungssaal und legen ein Wort für ihren Pastoren ein. Sie werden durch die Polizei hinausgewiesen und stimmen draußen an: „Ein feste Burg ist unser Gott." —

Der letzte V. Akt: Es ist Weihnacht. Wagner ohne Stelle, hier und da abgewiesen, seine Mutter krank, in tiefer Sorge, nur wenig Getreue. Die Mutter stirbt unter dem leuchtenden Weihnachtsbaum aus Erregung über den Ausgang des Handels und aus Freude über die Liebe und Treue der Verlobten ihres Sohnes, die sich der Mutter offenbart hat. Die von der sterbenden Mutter noch Gesegneten geloben sich, tapfere Kameraden zu werden in dem Kampfe, der noch kommen wird.

Th. Heeremann hat offenbar in seinem „Pastor Wagner" ein größeres dramatisches Geschick als Christian Ludwig im „Glaubensgericht", das Heeremann nicht unbekannt geblieben sein dürfte, offenbart. Der Aufbau ist geschickter, der eine bestimmte Fall drückt nicht mehr so schwer auf das Ganze, wie es im „Glaubensgericht" geschehen ist. Heeremann hat freier geschaffen nnd gestaltet, obwohl ihm der „Fall" sicher vorgeschwebt hat. Es sind lebendige, wirklich dramatische Szenen in dem Stücke, aber Martin, Pastor Wagner, hält noch zu viele fein ausgearbeitete Programmreden der liberalen Theologie, und es wird guter Schauspieler bedürfen, um Leben in das Ketzergericht zu bringen. Es ist für den Dramatiker fast schade, daß protestantische Ketzerrichter zu viel reden und nur mehr auf Absetzung und halbe Pension erkennen können. Auch gegen den Schluß dürfte manches einzuwenden sein. Der Tod der Mutter, unter dem Weihnachtsbaum, kann zu rührselig wirken. Aber den Wunsch hegten wir, das Stück einmal aufgeführt zu sehen, vielleicht durch das Deutsche Theater in Bremen, oder in Hamburg, oder Hannover. Eine starke Wirkung könnte doch von ihm ausgehen auf einem Boden, wo die hier behandelten Gegensätze die Gemüter noch erregen. O. Veeck.

Vom Büchertisch.

Jean Réville, Le protestantisme libéral. Paris, Fischbacher. 1903. 182 Seiten.

Dieses Buch erwuchs aus Vorträgen des protestantischen Theologieprofessors der Pariser Universität, die vor einem Jahre in der Union suisse du Christianisme libéral gehalten wurden. Der seit 30 Jahren bekannte Forscher gibt hier eine klare Antwort auf die Frage Vieler nach dem Wesen des liberalen Protestantismus oder Christentums. Er steht also in einer Front mit Harnack, Bousset, Weinel, Baumgarten*) ꝛc., die seit Jahren die Zeit für gekommen hielten, der gegenwärtigen Generation den Standpunkt protestantischer Wissenschaft in der Beurteilung des Christentums mitzuteilen. J. Réville teilt mit den Genannten die Begeisterung für das Christentum, übertrifft sie vielleicht in der bündigen Ablehnung aller Elemente, die vor der Wissenschaft nicht standhalten. Er behandelt den liberalen Protestantismus positiv als den modernen Ausdruck des reformatorischen Prinzips und der christlichen Religion, bespricht die adäquate Auffassung der Sünde, die moralische Solidarität im Menschengeschlecht, die Kraft des christlichen Evangeliums, um endlich die soziale Einrichtung der christlichen Gemeinde und die Mission des liberalen Protestantismus in der modernen Gesellschaft programmatisch festzustellen: Diese Religion welche in Gottes- und Menschenliebe ihren alten schlichten Ausdruck findet, wird sich als der moralische Katholizismus in der Zukunft mit Notwendigkeit erweisen. Verlöre nicht jedes mit Teilnahme des Herzens geschriebene Wort in der Übersetzung, so würden wir diese dringend wünschen. Wer es aber kann, lese das Buch im französischen Text. Es gibt Genuß, Belehrung und Erbauung. Es ist schön, klar und konsequent, ein vortreffliches Vademekum für alle, Laien und Theologen, die im mutigen und warmen Bekenntnis religiöser Wahrheit sowie wissenschaftlicher Negation eine Befreiung und Erlösung erleben. Jungen und alten Pastoren, die zum Verdruß ihrer Gemeinden nicht den Mut haben, die vollen Konsequenzen historischer und psychologischer Erkenntnisse zu ziehen, wird Réville das Rückgrat stärken können. Leider ist dazu die Mithilfe nichtdeutscher Männer noch lange nicht überflüssig geworden. Beklagenswert würde es aber sein, wenn französische, englische und amerikanische Theologen durch die Popularisierung ihrer Erkenntnisse den mit Wissenschaft so reich gesegneten deutschen Protestantismus bald überholen sollten. Es wäre nicht das erste Mal, daß die Schüler ihren Lehrmeister übertreffen. Im Wetteifer für die sittliche Erziehung der europäischen Völkerfamilie muß der liberale Protestantismus unseres Vaterlandes durch Charakterfestigkeit und Gemütstiefe seine Macht bewähren. U.

*) Wenn hierbei Namen genannt werden, wollen wir vor allem Holtzmann, Pfleiderer, Dorner nicht vergessen, und am allerwenigsten den Deutschen Protestantenverein, der seit 40 Jahren der Träger solcher Bestrebungen ist. Die Red.

Detlev von Liliencron, „Bunte Beute". Verl. Schuster & Löffler, Berlin. 4 M.

Seine Freunde werden rufen: Ganz der alte, ewig junge Detlev! Seine Feinde werden die Stirn kraus ziehen und die Nase rümpfen: Nicht zu lesen vor Manieriertheit und Trivialität. Und der unbefangene Beurteiler? Ja, der hat einen schweren Stand. Liliencron hat so viel für die deutsche Dichtkunst getan, daß er ohne Schaden auch mal daneben hauen darf. Für eine Bereicherung der Poesie halte ich das Buch nicht, denn es steckt wirklich ungeheuer viel Trivialität darin. Daneben nimmt ein Ton der Verbitterung und Grämlichkeit überhand, der ja vielleicht seine persönliche Berechtigung haben mag, der aber unerquicklich und in seiner ewigen Wiederholung desselben Themas langweilig wirkt. Am besten wird man tun, den ziemlich starken Band als ein Tagebuch in Versen zu betrachten. Hin und wieder taucht ein Gedicht auf, das von alter Kraft und Schönheit zeugt, hin und wieder wird man — wie über die schnurrige U-Dur-Ballade — eine herzliche Lache anstimmen, aber oft wird man auch verwundert den Kopf schütteln, so wenn Liliencron ein wundervoll beginnendes kraftvolles Gedicht plötzlich durch einen blödsinnigen Einfall geradezu verhunzt und dann als Überschrift darüber setzt: „Kasimir und Eulalia oder Jaromir und Rosaura." Aber trotz aller Auswüchse findet sich manches Schöne, und interessant sind Gedichte von Liliencron immer. —

Chart and Voyage. An examination of the alleged reasons for theological reserve and the dangers incurred by it. By Thomas J. Hardy, B. A. London, Green. 1903. Klein 8°. 82 Seiten.

Der Titel des Büchleins, Seekarte und Reise, erklärt sich durch ein Bild, das in der ganzen Schrift durchgeführt ist. Das Leben des Menschen ist zu vergleichen mit einer Reise über mehr oder weniger unbekannte Meere, von denen seit unvordenklichen Zeiten Karten, eine Mischung von Dichtung und Wahrheit, angefertigt werden. Mit zunehmender Erfahrung veralten die früheren Karten und werden unbrauchbar, sie können für die Sicherheit der Seefahrer nicht mehr genügen. Solche Karten sind die alten Glaubenssätze, vor die heute das quicunque vult salvus esse ebenso wenig paßt, wie über eine Karte des Kolumbus. Salvus esse non poterit muß es vielmehr heißen von einem, der mit jenen Führern die Reise durchs Leben machen will. Warum aber gestehen viele Theologen nicht freimütig diese Wahrheit ein, warum wahren sie über die göttliche Eingebung der Bibel, über die Geburt und Gottheit Christi und über die Wunder der Schrift jene Zurückhaltung (theological reserve), die da besteht in der bewußten Unterdrückung anerkannter Tatsachen, oder aber in der öffentlichen Behandlung jener Dinge in einer Weise, die ihre persönliche Stellung verschleiert? — Diese Fragen behandelt der Verfasser, der vor etwa drei Jahren sein Pfarramt in der Church of England aufgegeben und dessen Büchlein eine persönliche Spitze hat gegen verschiedene angesehene Geistliche der Broad Church, der liberalen Partei zwischen der High Church und der Low Church! —

Wenn also einer von göttlicher Eingebung der Bibel spricht und es offen läßt, ob er etwa eine andere Art göttlicher Eingebung im Sinne hat, als z. B. die der Werke Shakespeares, oder wenn einer von Christus spricht als dem einigen (only) Gottessohn und nicht klarstellt, ob er solus (der einzige) oder unicus (der einzigartige) meint, so wird er gewöhnlich für diese Verkappung seiner Überzeugung verschiedene Gründe bereit haben. Es sei Vorsicht am Platze bei diesen Fragen, denn niemand könne ja ihre unbedingte Wahrheit nachweisen, und fehlerfreie Vollständigkeit des Gebäudes sei uns Menschen doch nie beschieden, man müsse dem Unwissenden und Schwachen die Qual der Unsicherheit und schwere Seelenkämpfe ersparen, man könne ferner seinem Mitmenschen leichter nützen, wenn man mit ihm auf gleichem Boden zu stehen scheine, u. ä.

Herr Hardy kämpft gegen alle jene Vorwände mit Ernst und Eifer für Offenheit und Wahrheit. Hat doch ein jeder die Pflicht, aufmerksam zu machen auf Klippen und Risse, die nicht in der Karte stehen, und je höher seine Stellung ist auf dem Schiffe, um so mehr wächst seine Verantwortung durch das Vertrauen, das man in ihn setzt.

Wilmersdorf-Berlin. Philipp Simon.

Herausgeber: Pastor Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 5.

Bremen
Berlin.

30. Januar 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Aus Sachsen-Weimar. Von der Landessynode. I. — Aus Baden. Der Personalwechsel im Oberkirchenrat. I. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Notizen. — Anzeigen.

Aus Sachsen-Weimar.

Von der Landessynode.

I.

Die 8. ordentliche Landessynode des Großherzogtums, die vom 30. Novbr. bis 13. Dezbr. 1902 und vom 1. bis 13. Novbr. 1903 in Weimar tagte, darf eine gewisse bleibende Bedeutung beanspruchen. Nicht die Zahl oder Wichtigkeit kirchenregimentlicher Vorlagen haben ihr dazu verholfen, denn letztere beschränkten sich fast auf den vom Kirchenrate auf Grund der pfarramtlichen Berichte ohne Schönfärberei und Schwarzseherei erstatteten Bericht über den Zustand der Landeskirche für die Jahre 1898 bis 1901. Sondern die Synode hat sich durch die Art ihres Auftretens, ihrer Beschlüsse und Anregungen diesen Wert selbst gegeben. Daß sie aber dazu den Willen und die Kraft besaß, ist in der Hauptsache ein Verdienst der „evangelisch-protestantischen Vereinigungen".

Diese Parteibildungen im Weimarischen Kreise, im Eisenacher Oberlande und im Neustädter Kreise sind aus regelmäßigen Zusammenkünften von Freunden der „Christl. Welt" und des „Protestant" (jetzt „Protestantenblatt") hervorgewachsen. Auch außerhalb unseres Großherzogtums sind ja die reaktionären Taten der Herren von Boxberg und von Pawel, die nacheinander Chefs des Kultusdepartements und Vorsitzende des Kirchenrats waren, bekannt geworden. Ihre Verdienste, besonders um die materielle Besserstellung der Pfarrer, sind unbestritten, aber beide glichen doch zu sehr dem neuen Pharao, der nichts von Joseph wußte (2. Mose 1, 8 ff.). Allgemein erwachten und wuchsen die Bedenken gegen diese Leitung. Selbst bei denen, die durch ihr eigenes Verhalten zur Erweichung der altweimarischen Tradition mit beigetragen hatten. Denn wohlverstanden — es ist z. B. der Agende wahrhaftig nicht anzumerken! — in allen bisherigen Synoden, vielleicht mit Ausnahme einer einzigen, saß eine starke liberale Majorität. Aber es war zuviel Stimmungsliberalismus ohne klare Prinzipien und konsequentes Handeln. Zuviel kirchenregimentlich erstarrter und gehemmter Liberalismus. Zuviel Weichheit, Wachs in den Händen der Kirchenregierung und einiger hervorragender Vertreter der Rechten. Jetzt aber schlug die Stunde, in der sich unser Liberalismus auf sich selbst besann. Er gab sich kein engherziges Parteiprogramm. Alle, die „auf dem Grunde des Evangeliums Jesu Christi eine gedeihliche Fortentwicklung der evangelischen Kirche im Geiste protestantischer Freiheit" wünschen, besitzen in den evangelisch-protestantischen Vereinigungen Heimatrecht. Und die meisten haben sich tatsächlich in ihnen zu wissenschaftlicher Arbeit und kirchenpolitischer Aktion zusammengefunden. Wir können bei dieser Gelegenheit nicht der wertvollen Vorträge und Aussprachen gedenken, die in den Versammlungen der evangelisch-protestantischen Vereinigungen stattgefunden haben, und übergehen auch ihre Kundgebungen in der leidigen Weingartsache. Aber daß die 8. ordentliche Landessynode ihr Werk war, verdient besonderer Hervorhebung. Die Wahlen wurden vorbereitet, die Personenfragen freimütig erörtert, feste Abmachungen getroffen. In den meisten Wahlkreisen siegten die liberalen Kandidaten. Einige Kircheninspektoren kamen weniger, Vertreter der Schule zogen in wesentlich verstärkter Zahl ein, mehrere jüngere Pfarrer waren gewählt. Aber wenn auch vielfach dieselben Männer wiederkehrten, sie waren doch in ganz anderer Weise entschlossen, mit ihrem Liberalismus Ernst zu machen. Aus wenigen tapferen Männern, die es auch in früheren Synoden gegeben hatte, war ihrer eine ganze Schar geworden.

Die Synode machte schon vor ihrem Zusammentritt von sich reden. Hier stand zu lesen, daß dieser oder jener kein Blatt vor den Mund nehmen werde. Auf der anderen Seite wurden Befürchtungen laut, es könne eine Räubersynode geben. Unkontrollierbare Äußerungen aus Regierungskreisen: wie man nur einen solchen Kirchenfeind habe wählen können! gingen von Mund zu Mund. Ängstlichen Gemütern war bereits der Riß sichtbar, der durch die Landeskirche ging. Gleich in der ersten Sitzung trat bei einer verhältnismäßig harmlosen Gelegenheit die starke Nervosität des Kirchenregiments in die Erscheinung.

Durch die Verhandlungen selbst ging ein frischer Zug. Wie oft vernahmen wir ein fröhliches Bekenntnis der eigenen Überzeugung. Nicht nur hinter den verschlossenen Türen der Kommissionen, sondern auch in den öffentlichen Sitzungen wurde freimütige Kritik laut. Die vorhandenen Gegensätze wurden nicht künstlich verschleiert oder in feiger Weise umgebogen, aber auch nirgends unnötig aufgebauscht oder zugespitzt. Die Majorität nahm für sich in Anspruch, worauf sie ein gutes Recht hatte, vergewaltigte aber die Minderheit nicht. Letztere erhielt je einen Platz im Präsidium und Synodalausschuß. Selbst der Berichterstatter der Luthardtschen Kirchenzeitung (Nr. 5, 1903) hat anerkannt, daß diese Verteilung den Parteiverhältnissen entsprach, leider hat er vergessen, dieses Beispiel seinen preußischen Parteigenossen zur Nachahmung zu empfehlen. Schließlich aber trat überzeugend zu Tage, daß die liberalen Mitglieder der Synode nicht nur kritisieren konnten, sondern Gedanken hatten und positive Arbeit leisten wollten und Verantwortung zu tragen bereit waren. Sie zeigten, was sie selbst konnten, und bekundeten überall den guten Willen, mit den anderen zusammen zu arbeiten. Bei vielen Diskussionen und Abstimmungen war kein Parteiunterschied zu merken.

Von den Verhandlungen, die im Dezember 1902 und im November 1903 volle vier Wochen dauerten, kann hier nur weniges kurz hervorgehoben werden. Eingehender als je wurde der Zustand der Landeskirche beraten. Es trifft sich gut, daß an Stelle der früheren, oft unverständlichen und tendenziös zurecht gemachten Berichte jetzt zum erstenmal Stenogramme vorliegen. Sie schaffen die Möglichkeit, daß auch künftige Synoden aus der reichen Fülle der gegebenen Anregungen schöpfen, einzelne Beschlüsse, die die Genehmigung der Kirchenregierung nicht finden, wiederholen und sich auf frühere Ausführungen be-

rufen. Die Beschäftigung mit dem, was in der achten Landessynode über den Zustand der Landeskirche gesagt worden ist, wird auf Jahrzehnte hinaus für alle diejenigen unerläßlich sein, die mit der Abfassung dieses Berichtes betraut werden oder über ihn reden wollen.

Um den Geist zu kennzeichnen, der in der Synode herrschte, wähle ich ein paar Gegenstände, über die in anderen Landessynoden auch verhandelt worden ist. Daß durch den Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen der Bekenntnisstand, die Eigenart und Selbständigkeit jeder einzelnen nicht angetastet werden dürfen, und daß die gewählten Vertreter der evangelischen Gemeinden eine angemessene Beteiligung an der Arbeit des deutsch-evangelischen Kirchenausschusses für sich fordern müssen, versteht sich schließlich von selbst. Aber etwas Besonderes ist es doch, wenn auf die Vorgänge in der preußischen Generalsynode mit Fingern gezeigt und der Vertreter Weimars aufgefordert wird, sich gegebenenfalls zum Führer einer kräftigen Opposition gegen alle rückschrittlichen Bestrebungen im Kirchenausschusse zu machen.

Die Frage nach der amtlichen Mitwirkung des evangelischen Pfarrers bei Feuerbestattungen regt sich überall. Die Bestimmungen, welche darüber in Sachsen-Weimar bestehen, unterscheiden sich vorteilhaft von denen, die in den meisten anderen Landeskirchen getroffen sind. Trotzdem wurde die Kirchenregierung noch durch einen besonderen Beschluß ersucht, in Fragen der Feuerbestattung die größte Weitherzigkeit walten zu lassen und insonderheit auch bei Beisetzung der Aschenreste auf Friedhöfen die Mitwirkung der Kirche zu gestatten.

Überall schlägt die Lehrerbewegung ihre Wellen. Es ist ein großes gemeinsames Ziel, dem man allenthalben zusteuert. Aber die Kirche steht fast überall diesem Emanzipationskampfe verständnislos und ablehnend gegenüber. In der weimarischen Landessynode trat überall die Sympathie mit diesem aufstrebenden Stande zu Tage. Je mehr die Arbeit eines Pfarrers unserer Tage wächst, je umfangreicher und vielseitiger die Arbeit ist, in der der einzelne steht, desto sehnlicher muß er wünschen, die Lehrer seiner Gemeinde zu Vertrauten und Mitarbeitern zu gewinnen. Darum hinweg mit allen den Bestimmungen und Einrichtungen, die den Lehrer drücken und mit Mißtrauen erfüllen und so den Pfarrer seines natürlichsten Helfers berauben! Aus diesen Erwägungen heraus sprach sich die Synode dahin aus, daß die Ortsschulaufsicht in ihrer bisherigen Form beseitigt und die technische Aufsicht über die Volksschule den Schulinspektoren allein überlassen bleibe. Gleichzeitig gelang es, eine Kirchendienstvergütung der Lehrer durchzusetzen. Kein Lehrer kann und soll zur Übernahme von Kirchendiensten gezwungen werden. Außerdem aber machte die Synode einen alten Wunsch der Landesseminare zu ihrem eigenen, daß die Bildungszeit der Seminaristen um einen 7. Jahreskursus verlängert werden möchte. Die jungen Lehrer sollen gereifter und gefestigter in ihrem Charakter, erfahrener und erprobter in ihrer praktischen Ausbildung sein, wenn sie ins Leben hinaus und oftmals in die schwierigsten Schulstellen auf dem Lande eintreten müssen. Je freier die äußere Stellung des Lehrers zur Kirche wird, desto mehr soll er sich ihr und ihren Dienern innerlich verbunden fühlen.

Soll ich noch kurz einige Dinge andeuten, über die Verhandlungen gepflogen und Beschlüsse gefaßt worden sind? Die evangelische Bewegung in Österreich und das Anwachsen des Polentums auch bei uns, den Volksfeind Alkohol und den Krebsschaden des Vagabundentums, die grundsätzliche Freigabe der Politik auch für die Geistlichen und ihre Mitarbeit im Genossenschaftswesen, technische Ausbildung jüngerer Geistlichen oder Lehrer im Orgelbau und Schutz gegen Entwertung oder Verschlechterung des kirchlichen Grundbesitzes, Diäten für die Synodalwahlmänner und Redefreiheit für die weltlichen Synodalabgeordneten (den Geistlichen ist sie ausdrücklich gewährleistet), soweit sie Staats- oder Kommunalbeamte sind, Errichtung eines Predigerseminars, Zusammenlegung von Pfarrstellen, Fürsorge für die schulentwachsene Jugend 2c. 2c. Ausdrücklich sei hier noch auf einen wichtigen Beschluß hingewiesen, dessen Ausführung bereits im landesfürstlichen Synodalbescheid zugesagt worden ist: die Einführung alljährlicher obligatorischer Diözesansynoden — allerdings unter dem bescheideneren Namen Diözesanversammlungen — zur Vertretung und Pflege des kirchlichen und religiös-sittlichen Lebens ihrer Diözesen.

Aus Baden.

Der Personalwechsel im Oberkirchenrat.

I.

Innerhalb unseres badischen Oberkirchenrats haben sich in den letzten Wochen bedeutsame Veränderungen vollzogen.

Zunächst wurde man durch die Nachricht überrascht, daß Präsident Wielandt sein Amt niedergelegt habe. Im allgemeinen war nichts davon bekannt, daß er sich mit Rücktrittsgedanken trage. Ich persönlich wenigstens habe im Kreis meiner Bekannten nichts davon gehört. Das „Korrespondenz-Blatt" freilich, das Organ der Orthodoxen, behauptete, es sei schon längere Zeit ein offenes Geheimnis gewesen; und es meinte auch, aufmerksame Beobachter fänden es natürlich, daß, abgesehen von der Last der Jahre und des kirchlichen Amtes, auch noch andere Dinge an dem Entschluß mitgewirkt hätten. Welches freilich diese anderen Dinge seien, wußte es offenbar selber nicht. Wenigstens nannte es keine, sondern erschöpfte sich in allgemeinen Wendungen mit „möglicherweise", „vielleicht", „indessen", „wohl" u. dergl., und nachdem man diesen Kampf der Vermutungen mit angesehen hatte, war man ebenso gescheit wie vorher. Andere haben daher darauf verzichtet, herauszubringen, was nicht von selbst sich offenbar machte, und hielten sich an die amtliche Mitteilung, daß die Ursache des Rücktritts schlicht und einfach in Gesundheitsrücksichten zu suchen sei. Wenn ein Mann einmal in die Siebzig hinaufgestiegen ist, wenn ihm eine vielleicht bewegte Generalsynode bevorsteht und wenn er körperlich nicht gekräftigt aus dem Urlaub zurückkehrt, so ist es menschlich, daß er sein Arbeitswerkzeug einem andern in die Hände legt. Das ist löblicher, als wenn er sich trotz mangelnden Wohlbefindens an Amt und Würde klammert und mit seelischer Unbefriedigung durch die Geschäfte sich hindurch schleppt. Es ist nicht nötig, immer an ein unheilbares Zerwürfnis zu glauben, auch dann nicht, wenn innere Gegensätze allenfalls tatsächlich schon länger eine Spannung verursacht haben. Nehmen wir also ruhig an, daß nichts besonderes von Auseinandersetzung zwischen den Oberkirchenratsmitgliedern stattgefunden hat, sondern daß der Präsident sich den Geschäften nicht mehr gewachsen fühlte und daher, dem dringenden Rat des Arztes folgend, lieber früher als später sein Amt niederlegte, wenn auch im Augenblick noch kein Nachfolger gefunden war.

Nämlich das war allerdings auffallend, daß der Präsident ging, ehe Ersatz für ihn beschafft war. Es ist begreiflich, daß gerade dies die Vermutung bestärkte, daß etwas vorgefallen sein müsse. Indessen das kommt auch wohl anderwärts einmal vor, daß die Geschäfte eines Vorsitzenden eine Zeit lang von der nächst niederen Behörde besorgt werden. Und auf einen leer gewordenen Posten den geeigneten Mann zu finden, ist eine Aufgabe, die man häufig nicht von heute auf morgen erledigen kann. In unserem Fall war die Aufgabe noch besonders schwierig, weil schon seit längerer Zeit der Gedanke laut geworden war, man solle doch zum Präsidenten nicht mehr einen Juristen machen, sondern endlich auch einmal wieder einen Theologen. Es lag bei diesem Verlangen durchaus nicht der Vorwurf im Hintergrunde, daß die bisherigen

Präsidenten, die Juristen waren, ihre Pflicht ungeschickt und mangelhaft erfüllt hätten. Sie haben vielmehr alle der Leitung der Kirche nach Kräften sich angenommen, und es ist mancherlei geschehen, wofür man ihnen dauernd zu Dank verpflichtet ist. Aber es war doch die Frage, ob für die Leitung einer Kirche, eines religiösen Gemeinwesens, nicht ebensogut unter den eigentlichen Fachleuten, den Theologen, eine geeignete Persönlichkeit sich finde. Das Ehrgefühl und Selbstbewußtsein, der Tatenwille einer Kirche kann sich in einem Geistlichen so gut verkörpern, wie in einem Rechtskundigen, der mit seiner Gesetzeskenntnis christliches Innenleben verbindet. Schließlich kommt es doch für den Leiter einer Sache in allererster Linie darauf an, herauszufühlen, was dem Ganzen unter den gegenwärtig vorliegenden Verhältnissen dienlich ist. Ob die Durchführung möglich ist und wie, das werden die Juristen dann schon bei der Beratung herausfinden, auch wenn sie nicht an der Spitze stehen. Und was die Vertretung der Kirche nach außen und oben hin in rein formeller Weise anbetrifft, warum soll das ein Theologe nicht auch durchaus korrekt zu machen im stande sein? Aller Wahrscheinlichkeit nach bringt er im allgemeinen zur Vertretung einer bestimmten Angelegenheit mehr Schwung und Begeisterung hinzu, als ein Jurist, der sehr häufig schon von Anfang an gehemmt ist durch Erwägungen und Bedenken usw. Kurz und gut, der Wunsch war da, einen Theologen auf dem Präsidentenstuhl zu sehen.

Nun lagen für diesen Wunsch diesmal die Verhältnisse besonders günstig, weil im Oberkirchenrat ein Theologe sich befand, der wiederholt für die Leitung kirchlicher Dinge ein besonderes Geschick an den Tag gelegt hatte. Dies war der seitherige Prälat Dr. Helbing. Dieser ist denn nun auch nach einigen Verhandlungen tatsächlich zum Präsidenten ernannt worden und er hat sofort einen schönen Beweis dafür abgelegt, daß er den Ansichten und Absichten nach der rechte Mann für den Posten ist, in der Ansprache, mit der er sich der Landesgeistlichkeit in seiner neuen Würde vorgestellt hat. Die Ansprache ist so bedeutungsvoll, daß einige Stellen aus ihr auch hier mitgeteilt zu werden verdienen.

„. . . . Von außen und innen wird sie (die Kirche) durch entschlossene Gegner und widrige Strömungen bedrängt, und die Mittel, mit denen solche Angriffe in der Vergangenheit zurückgewiesen wurden, stehen nicht mehr zur Verfügung. Die Zeiten des Zwangs in religiösen und kirchlichen Fragen sind vorbei. Wir beklagen das nicht. . . . Es genügt in der Gegenwart nicht mehr wie dereinst, sich in stiller Beschaulichkeit des von den Vätern überkommenen Erbes zu erfreuen und bei den vorhandenen Formen und Einrichtungen es bewenden zu lassen. Es gilt vielmehr, auf dem einigen Grund, der gelegt ist, und in unerschütterlicher Treue zu der sieghaft erprobten Wahrheit des Evangeliums neue Wege zu den Herzen zu suchen, neue Arbeiten zu beginnen. . . . . Und daß in solchem Streben das Kirchenregiment, welchem Beratung und Leitung befohlen ist, mit unmißverständlicher Deutlichkeit und mutiger Entschlossenheit voran zu gehen hat, versteht sich von selbst. . . . . Hinter den Mitarbeitern (im Oberkirchenrat) steht die stattliche Schaar der Amtsbrüder, welche auf den verschiedensten, oft recht beschwerlichen Posten dieselbe Gesinnung mit uns teilen und vertreten. Und daraus gewinne ich stets wieder frische Freudigkeit. Mögen die Anschauungen sonst auch noch so weit auseinander liegen: daß wir zusammengehören, einander ergänzen und von einander lernen können, daß gut evangelische und protestantische Art wie ein unlösbarer Kitt die mancherlei Elemente zusammen hält. . . . . das, verehrte Herren und Brüder, lassen Sie uns nicht vergessen. . . . . Seien Sie überzeugt, daß es mir ein erhebender Gedanke ist, in Gemeinschaft mit Ihnen unsere heilige Sache vertreten zu können! Und bleiben Sie versichert, daß ich auch für Ihre eigensten persönlichen Interessen und Sorgen immer ein offenes Ohr haben und dieselben mit der Gerechtigkeit und dem Wohlwollen wahrnehmen werde, wie es dem Präsidenten der Kirchenbehörde geziemt."

Es ist hocherfreulich, daß von oberster Stelle aus eine so zugleich entschiedene und weitherzige Auffassung der Lage und ihrer Erfordernisse laut wird. Daß die Behörde nicht immer nur auf Anregungen von unten warten will, um sie dann sehr häufig in bureaukratischer Behandlung ihrer Kraft zu berauben, sondern daß sie vielmehr selbst als Pfadfinderin vorangehen will, das ist bedeutungsvoll. Daß sie dabei der neuen Zeit mit neuen Mitteln dienen will, erweckt nach verschiedenen Seiten hin die schönsten Hoffnungen. Es muß ja erst abgewartet werden, an welchen Punkten diesen Hoffnungen Erfüllung winken soll. Indessen zeigt der Hinweis auf die innere Zusammengehörigkeit der im übrigen verschiedenartigen Auffassungen, daß auch dem liberalen Teil unserer Kirche ohne Voreingenommenheit begegnet werden soll, wie das ja auch bisher schon der Fall war. Denn bei uns in Baden spuckt die Unversöhnlichkeit gegen die Tatsache, daß auch die liberale Theologie als gleichberechtigt wenn auch noch nicht gesetzlich bezeichnet, so doch tatsächlich behandelt wird, nur noch in verhältnismäßig wenigen sonderbaren Köpfen. Einer von ihnen hat es nicht über sich gebracht, beim Wechsel im Präsidium die entsprechenden Bemerkungen zu unterdrücken. Denn er läßt sich im „Korr.-Bl." folgendermaßen vernehmen: „Gott stelle ihm (dem Präsidenten) einen Prälaten an die Seite nach dem Herzen des Erzhirten! Er zeige ihm die Gefahr, die in der gleichmäßigen Heranziehung aller Richtungen und Bekenntnisse zur Mitarbeit im Dienste der Kirche liegt! . . . . Wahrheit und Lüge, Licht und Finsternis, oben und unten, Reich Gottes und Weltreich und Weltweisheit, das sind und bleiben ewig unversöhnliche Gegensätze." Dieser eng umgrenzte Standpunkt mit dem kleinen Gesichtskreis ist zum Glück bei uns für immer überwunden. Er tritt nur noch hie und da bei denen hervor, denen die Schätzung dafür fehlt, wie sonderbar sie sich dabei ausnehmen. Der gegenwärtige Präsident hat sie sehr schön darauf hingewiesen, daß wir einander ergänzen und von einander lernen können, und wir gehen der nächsten Zukunft mit der Hoffnung entgegen, daß wir im gegenseitigen Verständnis einander immer noch näher kommen, nicht nur wir jenen, sondern auch jene uns.

Nachrichten.

Allgemeines.

Der XV. evangelisch-soziale Kongreß will in diesem Jahre **in Breslau** tagen und zwar in der Woche nach Pfingsten. In einer Vorbesprechung hatten sich am Sonnabend, den 9. Januar, eine Anzahl für die soziale Frage interessierte evangelische Herren zusammengefunden. In ihrer Mitte weilte als Gast der derzeitige Vorsitzende des evangelisch-sozialen Kongresses, Professor Harnack-Berlin. Er gab einen kurzen Überblick über die bisherigen Arbeiten des Kongresses, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, das Verständnis für die sozialen Fragen in den Kreisen der Gebildeten zu fördern, das Interesse daran wach zu halten und durch Belehrung zu praktischer sozialer Arbeit anzuregen. Es folgten Mitteilungen über die diesjährige Tagesordnung. Danach werden folgende Themen, deren genauer Wortlaut noch nicht feststeht, behandelt werden: 1. Die Ethik des Evangeliums und die moderne Ethik. 2. Welche Gefahren birgt die moderne Organisation der Arbeit für die freie Entfaltung der einzelnen Persönlichkeit? 3. Rechte und Pflichten des Reichtums. 4. Die Frau in der Fabrik- und in der Heimarbeit. Für Behandlung dieser Themen sind hervorragende Kräfte in Aussicht genommen. Auf einen geäußerten Wunsch hin wird voraussichtlich einer der Vorträge in einer Abendversammlung gehalten

werden, damit auch den Breslauer Arbeitern die Teilnahme ermöglicht wird.

Der **Großherzog von Hessen** hat am Weihnachtsabend unerkannt der Feier unter den Wanderern — auf der Herberge zur Heimat beigewohnt und hat ihnen dann ein Geldgeschenk geschickt. Als bekannt wurde unter den Wanderburschen, wer der fremde Herr gewesen sei, hat sich großer Jubel erhoben. — Schade, daß diese hübsche Scene durch alle Zeitungen gehen mußte, aber es ist der Großen Schicksal, daß sie nicht in der Stille leben dürfen. Widerwärtig aber ist's, daß ein Teil der Presse nicht umhin konnte, dieses freundliche Bild zu parteipolitischer Mache zu mißbrauchen.

Protestantisches.

h. **(Hannover.)** Präsident Dr. D. Chalybaeus gehörte bereits früher acht Jahre der hannoverschen Kirchenbehörde an, gab mit Uhlhorn zusammen einen Band kirchlicher Gesetze heraus, trat aber sonst wenig hervor. Möge er andere Bahnen wandeln wie sein Vorgänger Voigts, dem in den letzten Nummern der liberalen „Kirchl. Gegenwart" wie des hochorthodoxen „Hann. Past.-Korresp." mit seltener Einmütigkeit ein wenig rühmenswerter Nachruf gewidmet wird. Sehr bedauert wird, daß der zum Präsidenten des Kieler Konsistoriums ernannte bisherige Direktor der Berliner Charité, Geh. Reg. Dr. Müller, nicht nach Hannover berufen ist. Müller hat sich als früheres Mitglied des hannoverschen Konsistoriums durch seine liberale Haltung viel Vertrauen erworben. Aber man nahm offenbar in Berlin Rücksicht auf die immer größer werdende Nervosität der welfisch-orthodoxen Kreise, die in ihrer Presse die drohende „Unionsgefahr" in den düstersten Farben schildern, und wagte nicht einen Mann aus der verrufenen Union zu schicken. Um dem durch die Union dem „reinen Luthertum" drohenden Verderben zu entgehen, vollziehen unsere hochorthodoxen „Lutheraner" jetzt eine immer engere Union mit — dem katholischen Zentrum. Bei den letzten Reichstags- und Landtagswahlen ist das wieder scharf hervorgetreten. So wählten in Melle „reine Lutheraner" einen katholischen Zentrumsmann in den Landtag und in Osnabrück ist ein „gläubiger Protestant", dessen Familie freilich schon halb katholisch ist, Herr von Bar, als Zentrumskandidat aufgestellt und wird nicht nur von den „lutherischen" Welfen, sondern auch von den politisch und kirchlich Hochkonservativen unterstützt. Der Widerstand gegen diese seltsame Union ist übrigens in zahlreichen neu gegründeten Zweigvereinen des Evangelischen Bundes erfreulicherweise deutlich zum Ausdruck gekommen.

Römisches.

An alle Fürsten will der Papst einen Brief schreiben, so meldet die Tagespresse. Es ist bald 25 Jahre her, daß auch ein Papst, auch ein Pius an den deutschen Kaiser schrieb und sich anmaßte, ihn zu belehren. Wir sind bereit, sobald der Brief des Papstes geschrieben ist, als Musterbeispiel für die Antwort den Brief des alten Kaisers abzudrucken.

Für die **streikenden Beichtväter** in den Münchener städtischen Krankenhäusern hat sich trotz des Drohens der Zentrumspresse rasch und reichlich Ersatz gefunden. Ein erfreuliches Zeichen frommen Sinnes in der katholischen Geistlichkeit gegenüber der ultramontanen Gesinnung jener Presse.

Vereine und Versammlungen.

Berliner Unionsverein. Wintervorträge. Friedrich Werdersches Gymnasium, Dorotheenstraße 13—14. Freitag, den 29. Januar, abends 8 Uhr: Prediger Max Fischer: Lessing, der erste moderne Protestant. Freitag, 5. Februar: Prediger Lic. Neveling: Herder.

Notizen. Am Abend der Versendung von Nr. 4 wurde die Beendigung des Ausstandes in **Krimmitschau** bekannt. Die Diskussion wird und muß weitergehen, kann aber nun den Einzelfall beiseite lassen. — Für den **Protestantentag in Berlin** sind der 4. bis 7. Oktober in sichere Aussicht genommen.

Protestantenverein
Bremen.
Mittwoch, den 3. Februar 1904, abends 7¼ Uhr, im Kaisersaale des Künstlervereins
Vortrag
des
Herrn Pastors König, Bremen-Horn:
Die neue religiöse Bewegung in unserem Volke.

Technikum Altenburg S.-A.
für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**
Lehrwerkstätte. — Programme frei.
Staatsaufsicht.

Die Religion Jesu Christi.
Von
W. Hollenberg, Superintendent.
Zweite verbesserte Auflage.
Dritter Abdruck. **Preis 60 Pfg.**
Carl Schünemann, Bremen.

Sanatorium „Villa Margaretha" in **Nesse** (Kreis Geestemünde) für **Nerven- und Alkoholkranke** sorgfältige ärztliche Behandlung, familiäres Leben, nur 10 Herren. Prospekt u. Auskunft durch den Direktor **Chr. G. Tienken.**

Selige Zeit
Alte und neue Kinderlieder, gesammelt von Wilh. Lobsien, mit Buchschmuck von Marry Freiin Knigge.
Luxus-Ausgabe 3 Mk.,
Volks-Ausgabe 1,25 Mk.
Vorrätig in allen Buchhandlungen.
Verlag von Carl Schünemann, Bremen.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin 219, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Das Glaubensgericht.
Ein Zeitbild aus dem Hannöverschen in fünf Akten
von
Christian Ludwig.
Preis 1 Mk.
Carl Schünemann,
Bremen.

Magenleidenden
teile ich aus Dankbarkeit gerne u. unentgeltlich mit, was mich von qualvollen Magenbeschwerden und Magenkrämpfen befreit hat.
Frau L. Woell,
Querstraße 6
Göppingen i. Wttbg.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.